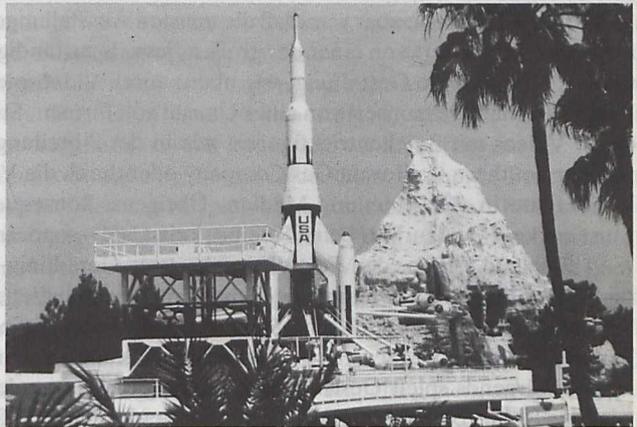


Waren Sie schon einmal im Phantasia-Land, Hansa-Land, oder wie immer die Vergnügungsparks hierzulande heißen? Ob ja oder nein, stellen Sie sich vor: am Ende einer der dort gebotenen Attraktionen wird die Nationalhymne gespielt, und die Leute erheben sich ehrfürchtig, vergessen sozusagen, wo sie sind. Eine absurde Idee, finden Sie? Nicht in den USA, in Disneyland habe ich das am Ende einer Musikshow gesehen, in der zuvor ein interessanter Streifzug durch 150 Jahre amerikanischer Volksmusik geboten worden war. Und nachdem ich darüber hinaus an diesem selben – für uns so amerikanischen – Ort ein Theater sah mit dem Titel »Great Moments with Mr. Lincoln«, angekündigt als ein »patriotischer Gruß an den 16. Präsidenten der Vereinigten Staaten«, da dämmerte mir zweierlei: zum einen, daß man auch über Disneyland reden muß, wenn man über »Museen« in USA redet und zum anderen, daß mich die Frage: »Wie gehen Amerikaner mit ihrer Geschichte um?«, auf die ich eine Antwort in den Museen vermutete, nicht mehr loslassen würde.

Dabei war mein Ausgangspunkt ein völlig anderer: für das Museum der Arbeit in Hamburg, an dessen Aufbau ich verantwortlich mitarbeite, interessierten mich Museen im allgemeinen, die Darstellung von Sozial- und Technikgeschichte im besonderen. Mein »Fahrplan« beinhaltete etwa 50 Museen, von denen ich schließlich etwa 15 »schaffte«, die aber hatten es in sich! FKK – Fun, Kultur, Kommerz könnte wohl, mit unterschiedlichen Gewichtungen, über fast allen stehen.

Aber lassen Sie uns beginnen: Bis 1937, zur Eröffnung der Golden Gate Bridge, wurde der gesamte Verkehr über die Bay von San Francisco mit Fähren organisiert. 4 Millionen Autos und 50 Millionen Personen sollen es schließlich jedes Jahr gewesen sein. Und plötzlich, mit dem Brückenbau, war alles vorbei. Eine einzige Fähre ist noch da, die Eureka, Teil des »National Maritime Museum«. Die Eureka ist wunderschön herausgeputzt, mit alten Autos im Wagendeck, beeindruckend das Personendeck in seiner Größe und Ausstattung. Nichts aber fand ich über die damalige Zeit, über die Bedeutung des Fährverkehrs, über Arbeit und Leben an Bord. Das Boot selbst ist der Gegenstand der Geschichte, die alten Fahrzeuge weisen auf die Zeit der Benutzung, sonst kaum etwas. Was mir hier, wie in



Facette in Disneyland: Staats-Machtsymbol als Karussell
vor dem künstlich aufgetürmten »Matterhorn«

vielen Museen auffiel, waren die Angebote zu Besucheraktivitäten – man konnte in einem einwöchigen Kursus in einer Gruppe ein kleines Holz-Segelschiff selbst bauen, in einem ähnlichen Museum in San Diego wurde Modell-Schiffsbau angeboten. Ebenfalls bezeichnend: die Werkstätten sind häufig, jedenfalls visuell, in den Besucherrundgang einbezogen. Schiffsmuseen, so lernte ich in dreien ihrer Art, sind vor allem dazu da, Schiffe zur Schau zu stellen, weniger ihre Bedeutung, weniger die Arbeit im Hafen und auf See, weniger die Gründe ihres Erscheinens und wieder Verschwindens – darin unterscheiden sie sich übrigens kaum von denen in Deutschland.

Naturwissenschaften und Technik im Museum – ein den Amerikanern offensichtlich zentrales Anliegen. Dafür sprechen z.B. die vielen Science Centers, von denen eines in Los Angeles steht. Voranstellen aber möchte ich das »Exploratorium« in San Francisco. Wenn man Kindern und Jugendlichen (und auch Erwachsenen) Naturphänomene erklären will – so sollte man es machen. So viel Fantasie in der Entwicklung von Versuchen, so viel vermeintliche Improvisation, so viele Effekte und in der Folge – so viel aktive Besucher und leuchtende Augen habe ich noch selten gesehen. Ganz im Gegensatz dazu das Science Center in Los Angeles. Ein Beispiel: Im Juni 1987, als ich das Museum besuchte, wurde eben die Ausstellung »The American Ice Cream Experience« eröffnet, eine knallbunte Welt für die fun-society, gesponsert von einem der großen Icecream-Hersteller in Californien. Poppige Bilder, Texttafeln, einige Gegenstände, eine Holographie, bei deren Umrunden man einer Frau beim Eisschlecken zusehen kann, das Ganze scheint nur dem Zweck zu dienen, eine positive Grundstimmung gegenüber der Eiscreme zu erzeugen. Die sehr knappe geschichtliche Darstellung zeigt vor allem, wie großartig die Entwicklung verlief, wie viele verschiedene, gute Eissorten und Eistüten Amerika heute hat.

Das Beiblatt bringt es auf den Punkt: dort liest man auf der Vorderseite:

»Wußten Sie schon, daß

– die Eiscreme-Geschichte bis ins vierte Jahrhundert vor Christus zurückzufolgen ist?

– Eiscreme nicht so dick macht, wie viele von uns glauben?

– Eiscreme mehr in kälteren Klimazonen der USA als in wärmeren gegessen wird?«

Und konsequenterweise lautet dann eine Überschrift im Text:

»Eiscreme für Ihre Gesundheit« – Mahlzeit!

Das Schlimmste aber war, daß die meisten Ausstellungen diesem Muster entsprachen: gesponsert von einer der großen, jeweils zuständigen Firmen verbreiten sie fun: ob durch die Gestaltung, wie oben; durch Videospiele, z.B. in der Abteilung Wirtschaft, gesponsert von einer Unzahl von Firmen, Stiftungen und Banken; durch Videos mit Zeichentrickfiguren, wie in der Abteilung Energie, gesponsert von der Southern California Gas Company oder durch die Vorführung prämierter Werbefilme in der Abteilung Medien. Übrigens: konsequenterweise hat dieses Museum kein Restaurant, keine Kneipe, kein Café – sondern einen McDonald.

Spielend lernen, den Fortschritt als etwas Geradlinig-Positives akzeptieren und mit Glitzer und Glimmer jegliche Kritik ausschalten, das scheint mir das Rezept. Dabei gibt es noch eine Steigerung, die »Aerospace-Museen«. Nirgends lugt die Weltmacht Amerika so unverhohlen aus allen Ecken wie in diesen Abteilungen, nirgends spielt Geschichte als nostalgie-erzeugendes Gegenüber eine so wichtige Rolle. Technischer Fortschritt, verkleidet als Raumfahrtsonde, als Steuer-

pult, als Roboter, und darüber schweben Doppeldecker und frühe Flugmodelle – zusammenhanglos.

Naturwissenschaften und Technik, so lernte ich, können in Museen nachvollzogen werden. Die Amerikaner verbinden dies, meistens, ganz unverhohlen mit wirtschaftlichen Interessen und dem Ruhm der Nation, Geschichte übernimmt dabei höchstens die Rolle des Motivierens. Kritik an der technischen Entwicklung ist ausgeschlossen.

Mein Verhältnis zur Kunst ist nicht professionell, ich bin kein Kunsthistoriker und bildungsbürgerlich geprägt. Dies hat u.a. zur Folge, daß ich mich in US-amerikanischen Kunstmuseen nicht auskenne und so nur zwei, die mir empfohlen worden waren, besuchte, J. Paul Getty's Museum in Malibu und das Norton Simon Museum in Pasadena. Großartiges habe ich dort gesehen, aber ausschließlich europäische Kunst. Beeindruckende moderne Architektur in Pasadena; ganz anders die Unterbringung der Sammlung von J. P. Getty: erlesene Stücke, ziemlich zusammenhanglos präsentiert in einem römische Prachtbau, der nachempfundene Villa dei Papiri in Herculaneum. Ich fühlte mich erinnert an die Verfilmung »Die Katze auf dem heißen Blechdach« mit Elizabeth Taylor: da treffen sich zum Schluß Vater und Sohn im Keller ihres Hauses, der vollgepackt ist mit europäischem Gerümpel, Mitbringsel aus merry old Europe – die hatten eben nicht so viel Geld wie J. Paul Getty.

Erstaunt war ich darüber, daß im Unterschied zur europäischen Kunst die indianischen Hochkulturen mit ihren jahrhundertealten Traditionen in den Museen kaum zu finden sind. Die hiervon verbliebenen Reste sah ich ausgestellt wie in einem Völkerkundemuseum, also einem Museum, das fremde Kulturen zeigt, die man mit der eigenen Kultur kontrastiert. Beeindruckend waren National Monuments, die um ehemalige Indianerdörfer, pueblos, eingerichtet wurden. – Gesehen habe ich Gran Chaco in New Mexico und Navajo National Monument in Arizona. Als National Monuments sind sie aber gleichgestellt beispielsweise mit dem Grand Canyon oder mit dem Petrified Forest, also mit Naturdenkmälern, nicht aber mit Museen. Wahrscheinlich wäre es auch zu viel verlangt, daß die Eroberer freiwillig und bewußt die Kultur der Eroberten annehmen und für sich weiterentwickeln würden.

Von einem Museum muß ich noch berichten, das niemand, der in diesen Teil der USA reist, versäumen sollte: Ich meine das Militärmuseum der Seabees', der Seebienen (eine Pioniereinheit der US-Navy) in Port Hueneme, nördlich von Los Angeles. Das Museum liegt in militärischem Gelände, man muß also Kontrollen hinter sich bringen, aber es lohnt sich! Hoch über dem Eingang »schwebt« eine riesige Biene mit grimmigem Gesicht und Maschinengewehr in der Hand. Drinnen eine Ansammlung von Originalen und Inszenierungen, alle der glorreichen Geschichte der Seabees' verpflichtet. »Wir bauen und wir kämpfen«, ist der Wahlspruch der Seabees', und so werden in Dioramen die Glanztaten, wie Brückenbau im Urwald u.a., dargestellt. Vietnam beispielsweise kommt in diesem Museum nur als eine Urwald-Inszenierung mit einem lächelnden GI und einer ebenso lächelnden bewaffneten Vietnamesin vor. Davor aufgebaut: Waffen aus aller Herren Länder. Da sind ganze Vitrinen mit von Seabees'-Soldaten hergestellten Vasen, Wandbildern und Ähnlichem, da ist ein großer Raum mit Mitbringseln von Soldaten aus aller Herren Länder – ein Völkerkundemuseum besonderer Art. Zur Einstimmung aber kann man am Eingang gleich geradeaus in eine Kapelle gehen, an deren Eingangstür zwei Soldaten Wache stehen – aus Wachs natürlich.



Die »giftige« Biene vor dem
Militärmuseum in Port
Hueneme

Dieses Museum hat im übrigen wie fast alle Museen in den USA einen riesigen Verkaufsladen, in dem von T-Shirts bis zu Anstecknadeln, großen Wimpeln und Postkarten alles zu haben ist. Ich verlasse dieses Museum mit der Vorstellung: Krieg und Kriegsspielen muß schon etwas Faszinierendes sein.

Mit dem Ende meiner Reise kam ich auch an den Anfang zurück: Im Süden Californiens stieß ich am Straßenrand auf ein Werbeschild, das auf Calico, eine Ghost Town, hinwies. Calico war vor 100 Jahren eine Silberstadt, also eine Stadt, in der sich die abenteuerlustigen und geldhungrigen Typen (so meine Jugendvision von Amerika) trafen. Würde ich hier auf amerikanische Geschichte stoßen? Herzlich wenig, wie sich schnell herausstellte: Calico war wohl, nachdem dort kein Silber mehr gefunden wurde, Jahrzehnte vor sich hin verfallen, bis sich 1951 die Familie Knott daran machte, sie wieder aufzubauen. Das Pikante ist, daß dieselbe Familie Knott's Berry Farm aufbaute, heute nach Disneyland der zweitgrößte Vergnügungspark in Los Angeles! So entstand die Imagination einer Stadt, die höchstens noch oberflächlich mit dem ehemaligen Calico zu tun hat. Jedes Haus erfüllt seinen Zweck; ob Giftshop oder Restaurant, Keramikwerkstatt oder Atelier eines Portraitmalers, es muß Geld verdient werden. Da spielt es keine Rolle, ob die Häuser den historischen nachgebaut oder nachempfunden sind, da muß man nicht so kleinlich sein. Mit fünf Dollar ist man dabei und »an Wochenenden gehören Pistolenhelden zum Straßenbild, wenn Desperados Überfälle inszenieren am Platz, an dem einst Wyatt Earp stand« (Aus der Begleitbroschüre). Oh alte Westernherrlichkeit, wohin bist du verschwunden?

Was also bleibt? Ich habe Museen mit höchster Qualität der dargebotenen Objekte, mit ausgefeilten didaktischen Konzepten gesehen. Häufig haben mich die breit angelegten Überlegungen, wie man Besucher aktivieren kann, beeindruckt. Sozialgeschichtliche Aufarbeitung von Themen im Museum sah ich kaum ansatzweise, dieser Zweig, der in der Bundesrepublik an vielen Stellen diskutiert wird, scheint mir im Westen der USA absolut unterentwickelt. Darüber hinaus wurden

mir die Grenzen der Sponsorentums, das ich durchaus nicht ablehne, noch nie so deutlich vor Augen geführt wie hier: »Wer zahlt, schafft an« darf nicht zur alleinigen Richtschnur der Arbeit in Museen werden. Wenn wir schon über Einnahmen der Museen nachdenken, sollten wir lieber eine andere Einrichtung der Amerikaner übernehmen: Museumsbesuchern wird dort überall sehr viel mehr Material aus dem Umfeld der Museumsthemen zum Kauf angeboten.

Habe ich eine Antwort auf die anfangs gestellte Frage: »Wie gehen die Amerikaner mit ihrer Geschichte um?« erhalten? Mein natürlich nur sehr ausschnitthafter Eindruck nach dem Besuch dieser sehr unterschiedlichen Museen ist doch: zum einen wird die Geschichte der Indianer von weißen Amerikanern nicht als ihre Geschichte, ja nicht einmal als Amerikas Geschichte angesehen. Ihre eigene Vergangenheit ist noch kaum ins Museum gedrungen, beim Blick in die Vergangenheit sind sie dann vielleicht doch noch viel eher Franzosen, Italiener, Deutsche, Engländer. Die amerikanische Geschichte der Amerikaner fand ich fragmentarisch am ehesten in Vergnügungsparks, was mich verblüffte. Und – von kritischer Geschichtsaufarbeitung fand ich absolut nichts – man könnte ja Zweifel am unaufhaltsamen Aufstieg der Nation bekommen.

»Calico lives again«: Laut Text ist Calico ebenso der Erinnerung an die heroischen Silber-Bergarbeiter gewidmet und dient den Besuchern als dauernde Quelle des Lernens und Vergnügens. Der Text schließt: »Bitte, respektieren Sie diesen historischen Besitz«.

